

## Das geht nicht jeden etwas an, oder doch? Privatheit in digitalen, mobilen Medien im Lebensverlauf

Jöckel, Sven; Dogruel, Leyla

Erstveröffentlichung / Primary Publication

Sammelwerksbeitrag / collection article

### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Jöckel, S., & Dogruel, L. (2021). Das geht nicht jeden etwas an, oder doch? Privatheit in digitalen, mobilen Medien im Lebensverlauf. In M. Seifert, & S. Jöckel (Hrsg.), *Bildung, Wissen und Kompetenz(-en) in digitalen Medien: Was können, wollen und sollen wir über digital vernetzte Kommunikation wissen?* (S. 193-207). Berlin <https://doi.org/10.48541/dcr.v8.11>

### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:  
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

### Terms of use:

This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more information see:  
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>

**Empfohlene Zitierung:** Jöckel, S., & Dogruel, L. (2021). Das geht nicht jeden etwas an, oder doch? Privatheit in digitalen, mobilen Medien im Lebensverlauf. In M. Seifert & S. Jöckel (Hrsg.), *Bildung, Wissen und Kompetenz(-en) in digitalen Medien. Was können, wollen und sollen wir über digital vernetzte Kommunikation wissen?* (S. 193–207). <https://doi.org/10.48541/dcr.v8.11>

**Zusammenfassung:** Der Beitrag untersucht, welche Vorstellungen von Privatheit junge Menschen in einer mediatisierten, mobilen Medienwelt besitzen, welche Aspekte ihnen besonders schützenswert erscheinen und wie sie in mobilen Medien vorgehen, um diese Bereiche zu schützen. Dabei liegt ein besonderes Augenmerk auf der Frage, inwieweit sie selbst Kontrolle über ihre eigenen Daten behalten. Empirische Grundlage des Beitrags ist eine Analyse von drei qualitativen Erhebungen, zwei Interviewstudien und einer Gruppendiskussion, mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen von 12 bis 30 Jahren. Es wird dabei aufgezeigt, wie die Bedeutung des Schutzes von Privatheit vom Entwicklungsprozess mitbestimmt wird.

**Lizenz:** Creative Commons Attribution 4.0 (CC-BY 4.0)

*Sven Jöckel & Leyla Dogruel*

# Das geht nicht jeden etwas an, oder doch?

Privatheit in digitalen, mobilen Medien im Lebensverlauf

## 1 Junge Menschen und Privatsphäre – ein scheinbares Paradox?

In einem mittlerweile vielbeachteten Aufsatz prägte Susan B. Barnes (2006) nicht nur den Begriff des sogenannten Privacy Paradox, sondern beschreibt auch ein Phänomen im Umgang mit persönlichen Daten im Netz, welches auch heute, 15 Jahre später, noch weit verbreitet zu sein scheint: Die jüngeren Generationen sind von einem eher sorglosen Umgang mit persönlichen Daten geprägt. Junge Erwachsene, Jugendliche, aber auch Kinder geben im Internet freizügig persönliche Daten preis, um teilzuhaben, an den Angeboten von Social Media, Videoplattformen oder Online-Spielen. So zumindest mag es auf den ersten Blick anmuten, doch bereits Barnes zeigte auf, dass auch Jugendlichen Privatsphäre wichtig ist – auch wenn ihr Verhalten darauf zunächst nicht schließen lässt. Damit ist eben jenes von Barnes geprägte Privacy Paradox skizziert: Eine vermeintliche Diskrepanz zwischen den eigenen Einstellungen, Privatheit zu schützen, sich gleichzeitig aber nicht dementsprechend zu verhalten.

Betrachtet man den Forschungsstand zum Thema Privatheit in digitalen Medien und dem Umgang junger Menschen damit, erkennt man schnell, dass die Situation weitaus komplizierter ist, als man auf den ersten Blick vermuten kann. Zum einen ist

der Forschungsstand zur Frage, ob es tatsächlich eine Diskrepanz zwischen Privatheitseinstellungen und -verhalten gibt, sehr heterogen. Studien zeigen auf, dass es Hinweise für eine solche Diskrepanz gibt (Taddicken, 2014), eine erste Meta-Analyse weist jedoch nach, dass immerhin ein schwacher Zusammenhang zwischen Einstellungsvariablen und tatsächlichem Verhalten auch bei Fragen der Privatheit besteht (Baruh, Seciniti, & Cemalcilar, 2017). Andere Studien belegen zudem, dass die Frage, inwieweit Einstellungen tatsächlich Privatheitsverhalten steuern, sowohl von der theoretischen Modellierung als auch der empirischen Operationalisierbarkeit abhängen (Dienlin & Trepte, 2015). Privatheitsverhalten ist dabei wiederum nicht rein rational, sondern auch als durch kognitive Verzerrungen geprägt zu verstehen (Acquisiti, Brandimarte, & Loewenstein, 2015; Joeckel & Dogruel, 2020).

Für junge Menschen kommt hierbei erschwerend hinzu, dass der Schutz von Privatheit und das Preisgeben von Informationen über sich selbst entwicklungsbezogen ganz unterschiedliche Funktionen erfüllt, die beide wiederum wichtig für die eigene Entwicklung sind (Niemann, 2016; Ruddigkeit, Penzel, & Schneider, 2013). Privatsphäre stellt, wie in der Communication Privacy Management Theory verankert (Petronio & Durham, 2015), ein Abwägen zwischen (Selbst-) Offenbarung und Geheimhaltung dar, wobei beide Aspekte wichtig sowohl für die Ausgestaltung von Autonomie, Kontrolle, aber auch sozialer Verbundenheit sind (Joeckel & Dogruel, 2020). Jugendliche lernen im Laufe ihres Lebens, welche Information sie zu welchem Zweck und auf welche Art und Weise preisgeben, welche sie besser für sich behalten und welche Ziele sie damit erreichen können (Peter & Valkenburg, 2011). Die Herausbildung von Privatsphäre kann somit als eine zentrale Entwicklungsaufgabe verstanden werden und ist eine wesentliche Voraussetzung, um mobile, digitale Medien souverän und selbstbestimmt zu nutzen (Peter & Valkenburg, 2011; Knop, Hefner, Schmitt, & Vorderer, 2015). Die Fähigkeit, seine eigene Privatsphäre zu organisieren, wandelt sich nicht nur im Laufe der Zeit, sondern auch im Zuge der Entwicklung vom Kind zum Jugendlichen bis hin zum (jungen) Erwachsenen.

In einer umfassenden ethnographischen Analyse zeigt Boyd (2014) beispielsweise auf, dass Jugendliche Privatheit gerade gegenüber ihren Eltern aushandeln und dass sie dabei durchaus kreativ sind, in dem sie neue und eigenständige Nutzungsformen digitaler Medienangebote entwickeln (Boyd, 2014). Sie wandern von Facebook zu Instagram, Snapchat oder anderen Plattformen ab und entwickeln

eigene, nur ihnen verständliche Codes, geben damit Daten untereinander preis und schützen gleichzeitig ihre eigene Privatsphäre (Ruddigkeit et al., 2013).

Kurzum: Der Umgang junger Menschen mit ihrer Privatheit in digitalen Medienwelten ist komplex und vielschichtig. Ziel des vorliegenden Beitrags ist es, auf Basis einer Sekundärauswertung bestehender qualitativer Studien zum Privatsphären-Management von jungen Erwachsenen, älteren und jüngeren Jugendlichen ein Verständnis dafür zu entwickeln, was junge Menschen unter Privatsphäre verstehen, was sie unternehmen, um diese zu schützen und inwieweit unterschiedliche Altersgruppen das Gefühl haben, Kontrolle über das Regeln der eigenen Privatsphäre bei mobilen digitalen Medien zu besitzen. Der Fokus der Analyse liegt dabei auf den Herausforderungen, die sich durch die Nutzung mobiler Medien ergeben. Zunächst erfolgt eine kurze Übersicht zur Einordnung von Privatheit bei mobilen Medien, bevor die Untersuchungsmethode und die Ergebnisse vorgestellt werden.

## **2 Mobile Medien und der Schutz der Privatsphäre**

Der Schutz der Privatsphäre gilt als grundlegendes menschliches Bedürfnis und bildet eine wesentliche Voraussetzung für das Funktionieren demokratischer Gesellschaften und eines selbstbestimmten Lebens. Brown und Pecora (2014) stellen beispielsweise heraus, dass der Schutz von digitalen Daten ein allgemeines Menschenrecht von Kindern darstellen soll(te). Mit der Durchdringung des Alltags im Zuge von Vernetzung und Digitalisierung hat sich der Schutz privater personen- und verhaltensbezogener Daten zu einer der bedeutenden Herausforderungen der digitalen vernetzten Gesellschaft entwickelt (Masur, 2019; Acquisti et al., 2015). Gerade mit der Nutzung mobiler Endgeräte wie Smartphones gehen vielfältige Herausforderungen für die Nutzerinnen und Nutzer einher, da beispielsweise Geschäftsmodelle von Apps vorwiegend darauf basieren, dass für die (kostenlose) Nutzung von Diensten, persönliche Informationen preisgegeben werden. Mobile Endgeräte, mit denen wir permanent online und vernetzt sind (Vorderer, 2015), erweitern die Entstehung und Weitergabe von personenbezogenen Daten über die dezidierte Selbstoffenbarung in sozialen Netzwerken hinaus auf verhaltensbezogene Informationen (Standortdaten, Bewegungsmuster, Körperfunktionen). Smartphones übernehmen gleichzeitig eine wichtige

Sozialisationsfunktion bei Jugendlichen, indem sie vielfältige Nutzungsformen und vor allem (soziale) Vernetzung ermöglichen (Knop et al., 2015). Dabei erweist sich das Regeln von Privatsphäre-Einstellungen auf Smartphones als besonders problematisch, da gerade durch die Nutzung von Apps unterschiedliche Formen der unbeabsichtigten Preisgabe von persönlichen Informationen ermöglicht werden (Henke, Joeckel, & Dogruel, 2018).

### 3 Vorgehen und Methode

Was aber verstehen junge Menschen unter Privatsphäre, wenn sie sich mit Fragen zu diesem Thema befassen? Was sind jene schützenswerten Bereiche und wie gehen sie vor, um diese zu schützen? Für das Beantworten dieser Fragen greift dieser Beitrag auf drei bestehende Erhebungen zurück. Die erste Erhebung wurde im Rahmen eines internationalen Forschungsprojekts zur Wahrnehmung und zum Management von mobiler Privatheit durchgeführt (Dogruel, 2017; Dogruel & Jöckel, 2019). Aus diesen vorliegenden Daten wurden die Aussagen von  $N = 20$  sogenannten Emerging Adults herangezogen, also jungen Menschen im Alter zwischen 18 und 30 Jahren, die formal zwar erwachsen sind, sich jedoch in einer Lebensphase befinden, die noch stark von Elementen der Jugend geprägt ist, beispielsweise durch das Bewältigen von Entwicklungsaufgaben in Bezug auf Familiengründung oder berufliche Karriere. Auf Basis des gleichen Leitfadens wurden weitere  $N = 10$  ältere Jugendliche im Alter von 16 bis 18 Jahren befragt.<sup>1</sup> Die dritte Studie fand parallel zur Befragung der älteren Jugendlichen statt und basiert auf dem gleichen Leitfaden, der jedoch für die jüngere Jugendliche angepasst und für die Anwendung in einer Gruppendiskussion umgestaltet wurde. Gerade bei jüngeren Kindern ist die Umsetzung der Datenerhebung in der Gruppe als vorteilhaft zu sehen, da mit einer zahlenmäßig überwiegenden Anzahl an Kindern das ansonsten schwer durch Vertrauen und Kommunikation verringerbare Autoritätsverhältnis zwischen Forschenden und Kindern abgemildert werden kann (Vogl, 2005) und die Gruppensituation der natürlichen Erfahrungswelt von Kindern nahekommt. Somit steht die Interaktion mit Gleichaltrigen und nicht mit Erwachsenen im Vordergrund. Es wurden zwei Gruppendiskussionen,

---

1 Dank an Ike Markus Bernard, Carla Groddek, Anne-Marie Kuhne, Kristina Löwe und Nelli Menn, die diese Teilstudie durchgeführt haben.

einmal mit Jugendlichen im Alter von 12 bis 13 Jahren und einmal mit Jugendlichen im Alter von 15 Jahren, durchgeführt. Insgesamt nahmen 11 Jugendliche an den Gruppendiskussionen teil.<sup>2</sup> Ziel dieser Auswahl war es, die Altersspanne der Teilnehmenden zu erweitern, sodass Teilnehmende von 12 bis 30 Jahren in den drei Studien berücksichtigt werden konnten. Alle drei Studien wurden für den vorliegenden Beitrag mit Fokus auf die skizzierten Forschungsfragen neu ausgewertet und erstmals gemeinsam gegenübergestellt.

Der Leitfaden in allen drei Erhebungen fokussiert zunächst allgemeine Nutzungserfahrungen mit mobilen Medien und fragt dann nach dem subjektiven Verständnis von (mobiler) Privatsphäre. Anschließend werden Maßnahmen zum Schutz der Privatsphäre auf dem Smartphone thematisiert sowie eine Bewertung der Chancen und Risiken der Smartphone-Nutzung untersucht. Damit verbunden ist auch die Abfrage der wahrgenommenen Kontrolle über die eigenen Daten.

Ziel der Auswertung ist es, bei der Beantwortung der Forschungsfrage zudem aufzuzeigen, inwieweit sich Privatheit und der Umgang mit ihr im Lebensverlauf wandelt, welche Unterschiede und Gemeinsamkeiten also zwischen den jeweiligen Altersgruppen bestehen. Dabei wird ein exploratives Vorgehen gewählt. Die Auswertung basiert einerseits auf der Codierung anhand der Kategorien im Leitfaden, andererseits wird ein offenes Codierschema verwendet, um flexibel gerade auf die Besonderheiten der jeweiligen Altersgruppe reagieren zu können.

Die Ergebnisse der jeweiligen Studien werden gemeinsam beschrieben, dazu werden die Teilnehmerinnen und Teilnehmer jeweils mit dem Kürzel ihrer Studie EA für Emerging Adults, ÄJ für ältere Jugendliche und JJ für jüngere Jugendliche und einer fortlaufenden Nummer beschrieben.

## 4 Ergebnisse

### 4.1 Was ist für junge Menschen privat – und was nicht?

Der erste Analysekomplex widmete sich der Frage, was junge Menschen als privat wahrnehmen. Dabei war der Fokus zunächst offen und wurde durch

---

2 Dank an Jana Blauwitz, Ronja Fichtner, Mareike Kochansky, Anne Müller, Oliver Stroh und Martha Wohlleber, die diese Teilstudie durchgeführt haben.

den Leitfaden dann auf Fragen der Privatheit in digitalen Medien und besonders in mobilen Medien gelegt.

Mit Bezug auf die Frage, was als privat empfunden wird, lassen sich – der Communication Privacy Management Theory (Petronio & Durham, 2015) folgend – mögliche Bereiche von Privatheitsturbulenzen identifizieren, also diejenigen Bereiche, in denen es zu Konflikten bei der Frage kommen kann, was mit wem geteilt wird.

Gefragt nach spontanen Reaktionen auf die Frage, steht der eigene Raum, in welchem man selbst bestimmen kann, was man mit anderen teilt und was nicht, für alle Altersgruppen zentral im Vordergrund. Das eigene Zimmer ist „der heilige Ort, da durften dann die Eltern auch nicht rein“ (EA25, 27 Jahre). Eine andere Person definiert Privatsphäre ebenfalls klar mit einem Raumbezug: „ein geschlossener Raum, in dem ich alleine bestimme, wer was weiß und ich dem ich mehr der alleinige Mensch bin, der da halt verfügt. Das ist so für ein geschützter Raum, über den nur ich eigentlich verfügen sollte“ (EA19, 22 Jahre).

Wie auch Boyd (2014) aufzeigt, sind es vor allem die Eltern, gegenüber denen die Privatsphäre geschützt werden muss. Dies zeigt sich am deutlichsten bei den älteren Jugendlichen: „Da fände ich es jetzt auch nicht so cool, wenn da meine Eltern jetzt immer gucken würden“ (ÄJ4, ähnlich ÄJ7). Bei den jüngeren Jugendlichen findet man dagegen teilweise noch ein höheres Vertrauen gegenüber den Eltern: „Also man vertraut den Eltern und Freunden schon mehr an“ (JJ4).

Interessant ist, dass die Abgrenzung gegenüber den Eltern sowohl aus retrospektiver Sicht – wie im obigen Zitat von EA25 deutlich wurde – auch bei den Emerging Adults eine zentrale Rolle spielt, aber auch je nach Lebensumständen ganz aktuell relevant wird, wie EA20 deutlich macht: „Bei mir ist es ein bisschen schwierig, da ich noch bei meinen Eltern wohne. Die schränken die Privatsphäre dann manchmal ziemlich ein. Gerade mein Vati, der ist ein bisschen verrückt. Der kommt dann halt sechs, sieben Mal in mein Zimmer gerannt, plötzlich“ (EA20, 20 Jahre).

Deutlich wird hierbei die typische Lebenssituation von Emerging Adults, die zwar einerseits schon volljährig sind. Andererseits befinden sie sich noch in solchen Lebensumständen – keine eigene Wohnung, kein eigener Job, der zum Leben reicht – die die gleichen Abgrenzungsherausforderungen für die Privatsphäre stellen, wie bei den älteren, noch nicht volljährigen Jugendlichen befinden. Die Abgrenzung einer eigenen, von den Eltern unabhängigen, Privatsphäre vollzieht sich also auch über die konkrete Jugendphase bis ins Erwachsenenleben hinein und kann als ein zentrales Element der Emerging Adulthood verstanden werden.



Medienangebote, insbesondere mobile und online-basierte Angebote, werden bei der spontanen Frage nach einem Verständnis von Privatheit nicht genannt, im weiteren Verlauf der Gespräche aber als mögliche Konfliktfelder aufgeführt – interessanterweise jedoch nicht unbedingt als Problemfeld des Datenschutzes. Für die noch zu Hause lebenden Jugendlichen bedeutet Privatsphäre auch einen Ort zu haben, „wo ich halt auch Dinge für mich machen kann, wie die ganze Zeit am Handy sitzen oder sowas“ (ÄJ10). Auch dies unterstreicht frühere Befunde von Boyd (2014) aus dem US-amerikanischen Kontext: Jugendliche handeln ihre Freundschaftsbeziehungen medial vermittelt aus – sie nutzen dafür Social Media und hierbei insbesondere das Smartphone. Darüber Kontrolle zu haben, losgelöst von den Eltern, diese Beziehungen pflegen zu können, ist ein wichtiges Element von Privatheit.

In einer mediatisierten Lebenswelt, in der auch die Eltern selbst Teil der Online-Interaktionen sind, entstehen hierbei jedoch auch neue Herausforderungen, denn auch die Eltern selbst können zur Instanz werden, die unerlaubt Daten online veröffentlichen:

Das macht meine Mutter auch oft, die macht dann einfach Fotos und schickt die dann sonst wo hin, deswegen hasse ich es und immer wenn die das Handy in der Hand hat, sag ich ihr dass sie mich nicht fotografieren soll, oder versuch mich aus dem Bild zurückzuziehen. (JJ6)

Dieses Problemfeld wird derzeit unter dem Begriff des *Sharenting* diskutiert – dem Teilen von Kinderbildern und -erlebnissen in Sozialen Medien durch Eltern (Blum-Ross & Livingstone, 2017). Es zeigt sich aber hierbei, dass dieses Phänomen keineswegs nur auf (Klein-)Kinder, die selbst noch nicht in der Lage sind, eigenständige Entscheidungen zu treffen, begrenzt ist, sondern auch dezidiert Jugendliche trifft, die dies deutlich als Eingriff in ihre Privatsphäre kommunizieren können.

Um genauer zu erfahren, was junge Menschen online und bei mobilen Medien als besonders privat bewerten, wurde ein stärker instruiertes Vorgehen gewählt. Dazu wurden die Teilnehmenden gebeten, verschiedene Informationen als mehr oder weniger privat einzustufen. Die Einstufung erfolgt über gut 20 vorgegebene Bereiche, die in drei Kategorien entweder als besonders privat, als weniger privat, sowie als nicht privat eingeteilt wurden. In den Einzelinterviews erfolgt die Einteilung individuell, in den Gruppendiskussion wurden die Teilnehmenden gebeten, darüber im Kollektiv zu entscheiden.

Allgemeine Angaben wie Alter und Geschlecht wurden dabei von kaum einer Person als besonders privat angesehen. Demgegenüber werden „Krankheiten. Alles, was in Richtung Sexualität geht, nehme ich an. Finanzielles. Das sind die ersten drei Wörter, die mir dabei in den Kopf kommen würden“ (EA26, 27 Jahre) als besonders privat eingeordnet, wie eine Person spontan angibt.

Ältere Jugendliche und Emerging Adults sehen insbesondere das Einkommen als eine besonders private Information – jüngere Jugendliche haben jedoch kein Problem damit, die Höhe ihres Taschengelds anzugeben. Auch die sexuelle Orientierung ist ein Bereich, der von manchen Personen zwar als eher privat angesehen wird. Im Vergleich mit Finanz- oder Gesundheitsdaten ist dies aber ein eher weniger privater Bereich, welcher auch von den Emerging Adults als eher privater eingestuft wird als von den älteren Jugendlichen. Größere Diskrepanzen ergeben sich bei der Einordnung eines gerade durch die Nutzung mobiler Medien besonders kritischen Bereichs – dem eigenen Standort. Hier sind es die jüngeren Jugendlichen, die dies als eine eher private Information ansehen – ebenso wie ihre Telefonnummer, welche bei den älteren Jugendlichen als deutlich weniger privat eingestuft wird.

Eine mögliche Erklärung liegt darin, dass jüngere Jugendliche immer wieder damit konfrontiert werden, dass die eigene Telefonnummer etwas Privates ist, da die Weitergabe der Nummer an Fremde als besonders problematisch angesehen wird. Im Rahmen des EU Kids Online Projekts wird dieses Risiko als Contact Risk bezeichnet und gerade Eltern in Deutschland scheinen auf dieses mögliche Risiko sensibilisiert (Livingstone, Haddon, & Görzig, 2012). Im Altersverlauf sinkt aber anscheinend diese Risikowahrnehmung und Standort und Telefonnummer werden als weniger schützenswert erachtet.

Das, was als privat eingestuft wird, hängt also in der Tat von den entwicklungsbezogenen Umständen ab – ein Befund der auch bei der Einordnung des Beziehungsstatus als besonders privat bei älteren Jugendlichen und deutlich weniger privat bei den jüngeren Jugendlichen, deutlich wird. Wenn bei den 16–18-Jährigen die Herausbildung von persönlichen Beziehungen eine zentrale Rolle in der persönlichen Entwicklung spielt, dann wird es zu einem Zeichen von Autonomie, darüber entscheiden zu können, wer über den eigenen Beziehungsstatus informiert ist und wer nicht.

## 4.2 Schutz der Privatsphäre bei mobilen Geräten

Der Schutz der Privatsphäre hat sowohl im alltäglichen Leben als auch bei mobilen Medien eine große Bedeutung und gerade bei mobilen Medien gibt es unterschiedliche – technische, wie soziale – Möglichkeiten, diesen Schutz durchzusetzen. Klassische Formen sind bei Smartphones die Verwendung von Passwörtern oder Musterprüfungen. Diese sind den jungen Menschen, ob Jugendliche oder Emerging Adults, gut vertraut, wobei hier gerade bei den älteren Jugendlichen eine Präferenz für Musterprüfungen zu erkennen ist. Nicht alle jungen Menschen nutzen diese Verfahren – es findet ein Abwägen zwischen Schutz und Bequemlichkeit statt: „Aber das war mir dann immer zu kompliziert, das [Passwort] jedes Mal einzugeben. Wenn man sich vertippt und es schnell gehen muss oder so. Und dann, naja habe ich es dann irgendwann doch gelassen“ (ÄJ4) und selbst wenn sich Personen der Möglichkeit des Privatsphäre-Managements bewusst sind, wird dies nicht systematisch genutzt: „Ja, manchmal möchten die dann auf meine Bilder zugreifen und dann sage ich: „Nö, dann benutze ich die App doch nicht“. Oder ich benutze sie ohne diese Funktion. Und wenn es nicht geht, also wenn die App nicht wichtig ist, dann deinstalliere ich die wieder. Also, ich achte da schon so ein bisschen drauf. Aber jetzt nicht so super systematisch“. (EA17, 28 Jahre).

Sichere Bezahlvorgänge zu wählen ist, was über alle Altersgruppen hinweg als wichtig angesehen – ohne genauer darauf einzugehen, wie diese aussehen können. Im Gegensatz dazu sehen neun von zehn älteren Jugendlichen das Deaktivieren von mobilen Daten als keine sinnvolle Maßnahme die Privatsphäre zu schützen. Mit einer solchen Deaktivierung scheint einherzugehen, eben nicht mehr „permanently connected“ zu sein (Reinecke et al., 2018) und dieser Ausschluss von Online-Aktivitäten kann nicht durch ein höheres Maß an Kontrolle über die eigenen Daten gerechtfertigt werden.

Interessant ist, dass Schutzmaßnahmen der Privatsphäre oftmals sehr individuell sind und vor allem bei den älteren Jugendlichen und jungen Erwachsenen sehr vielfältige – mehr oder weniger zielführende – Strategien zu finden sind. Dies beinhaltet die Verwendung von kostenpflichtigen, aber sicheren E-Mail-Programmen, alternativen Messengern wie Threema oder Telegram, welche von fünf der zehn älteren Jugendlichen zumindest parallel zu WhatsApp genutzt werden. Es finden sich aber auch Strategien, die nur vermeintlich die Privatsphäre

schützen, beispielsweise bei der Art von Inhalten, die gepostet werden: „Ich poste eigentlich Fotos, so wenig, nur Landschaft, aber nicht irgendwie Personen viel.“ (EA24, 30 Jahre) oder der Verwendung falscher Identitäten: „Bei meinem Laptop habe ich mich auch unter falschem Namen angemeldet, weil der seitdem ich Windows 10 habe, klauen die ja auch viele Daten“. (EA17, 28 Jahre) sowie: „Ich sag mal, ich mach mich ganz gerne bei Apps zum Beispiel jünger als ich bin, also, wenn ich jetzt irgendwelche Spiele mir downloade, weil ich, dann wahrscheinlich weniger Konsequenzen zu erwarten habe“ (ÄJ9).

Dass Schutzmaßnahmen aber nur wenig systematisch und individuell verschieden angewendet werden, scheint mit einem dritten Aspekt, der im Vordergrund dieses Beitrags steht zusammenzuhängen: Der Wahrnehmung eingeschränkter Kontrolle über die eigene Privatsphäre im Netz.

#### 4.3 *Die Wahrnehmung der eigenen Kontrolle über Privatsphäre-Einstellungen*

Die Antwort auf die Frage, inwieweit man selbst Kontrolle über seine eigene Privatsphäre bei der Nutzung mobiler Medien wie dem Smartphone hat, fällt zweischneidig aus. Einerseits zeigen sich Probleme bei der Kontrolle über die eigenen Daten, andererseits hält man sich generell aber dazu in der Lage, die Kontrolle selbst zu behalten: „Naja viel Kontrolle habe ich nicht. Ich habe halt die Geodaten ausgeschaltet bei meiner Kamera-App direkt, das betrifft dann wahrscheinlich auch halt alle anderen Apps, die halt auf meine Kamera zugreifen“ (ÄJ6).

Dabei zeigen schon die jüngeren Jugendlichen, dass das Problem vor allem darin liegt, dass zwar Kontrolle darüber, was man online stellt oder welche Dienste genutzt werden, vorhanden ist, sobald aber Online-Dienste genutzt werden, wird automatisch auch ein großer Teil der Kontrolle abgegeben: „Also man kann schon viel dagegen tun, aber jetzt nicht, dass WhatsApp jetzt zum Beispiel die Daten hat, das kann man nicht verhindern“ (JJ5).

Zwei wichtige Argumente werden genannt, warum die Frage nach der Kontrolle der eigenen Daten nicht zentral ist: Zum einen könne man, wenn Daten online sind, „eh nichts mehr machen“, selbst wenn man Inhalte bei z.B. Instagram privat stellt, „weiß man trotzdem nicht, was derjenige dann macht“ (JJ1), der dann auf solche Inhalte zugreifen kann und man habe ohnehin nichts zu verbergen: „Ich gehöre leider nicht zu dieser Gruppe, die sich so viel schert darum,

online-mäßig Privatsphäre zu haben, weil, ich denk mir, mein Gott [...] ich hab da nix zu verbergen“ (EA1, 27 Jahre). Die eigenen Inhalte werden als nicht relevant für eine Beobachtung angesehen: „Tja, darüber habe ich mir noch nie Gedanken gemacht. (...) Also ich beschäftige mich damit nicht, weil ich nichts zu verbergen habe. Alle sagen ja immer so: Oh nein, wenn ich auf WhatsApp etwas schreibe oder so, dann liest das die NSA mit! Oder wer auch immer, ist mir auch egal. Weil, die können gerne lesen, dass ich mich irgendwann mit einem Freund um 13 Uhr zum Basketballspielen verabrede, wenn sie das interessiert“ (ÄJ2).

Mag aus hieraus eine gewisse Sorglosigkeit im Umgang mit den eigenen Daten sprechen, so zeigt sich aber insgesamt, dass selbst solche Aussagen durchaus vor dem Hintergrund einer Reflektion des eigenen Nutzungsverhaltens geschehen. Schon die jüngeren Jugendlichen kennen Maßnahmen zum Schutz der Privatsphäre, haben aber – ebenso wie die älteren Jugendlichen und Emerging Adults – akzeptiert, dass zur Nutzung von Diensten persönliche Daten preisgegeben werden müssen. Und solange sie keine negativen Konsequenzen dieser Datenpreisgabe erkennen und sich bewusst sind, dass man Kontrolle nur bis zu dem Grad behält, bis man etwas online stellt oder nutzt, sehen sie auch keinen Grund auf die Nutzung bestimmter Dienste zu verzichten.

Interessant ist dabei, dass bei der Wahrnehmung der Privatsphäre die zentrale Kontrollinstanz, vor der man seine Privatsphäre zu schützen hat, die Eltern sind – auch noch bei den Emerging Adults – und dass bei der Frage nach der Kontrolle über die eigenen Daten bei der mobilen Nutzung darüber hinaus noch an staatliche Stellen gedacht wird – wie das Zitat von ÄJ2 veranschaulicht. Die wirtschaftliche Komponente, dass Unternehmen die Daten der Jugendlichen und jungen Erwachsenen für ihre Zwecke missbrauchen könnten, kommt in den Interviews dagegen kaum zur Sprache.

## 5 Diskussion

Die Auswertung der vorliegenden Interviews liefert ein facettenreiches Bild der Bedeutung von Privatsphäre bei der Nutzung mobiler Medien durch Jugendliche und junge Erwachsene. Ein Schwerpunkt der Analyse lag darin, mögliche Aussagen über den Altersverlauf treffen zu können. Die Antwort auf diese Frage ist entwicklungsbezogen zu sehen: Das eigene, sich entwickelnde Beziehungsleben,

die eigenen Finanzen, die nun eigenständig und losgelöst von den Eltern verwaltet werden, werden zunehmend privat – die eigenen Kontaktdaten (Ort und Telefonnummer) weniger privat. Generell spielt die Abgrenzung gegenüber den Eltern eine große Rolle – beginnend bei den jüngeren Jugendlichen, zentral bei den 16 bis 18 Jährigen und immer noch von Bedeutung und abhängig von den jeweiligen Lebensumständen bei den jungen Erwachsenen. Privatheit ist dabei vorwiegend auf den sozialen Nahraum bezogen und erst der konkrete Anstoß, über mobile Medien nachzudenken, liefert eine kritische Auseinandersetzung mit den Herausforderungen des Internets und mobiler Medien. Auch hier spielt vor allem der Schutz der Finanzen eine Rolle. Passwortverfahren sind bekannt, werden aber größtenteils eher als notwendiges Übel angesehen, aber zumindest was das Smartphone betrifft, von den meisten Jugendlichen umgesetzt.

Der zentrale Tenor über alle Befragtengruppen hinweg scheint zu sein, dass man, um an den Möglichkeiten mobiler, vernetzter Kommunikation teilzunehmen, gewisse Daten von sich einfach preisgeben muss. Während zwar teilweise ein Problembewusstsein für den Umgang mit diesen Daten besteht, liegt die entscheidende Frage jedoch darin, welche Dienste man nutzt und welche nicht. Der Umgang junger Menschen mit ihrer Privatsphäre ist dabei keineswegs sorglos – die zentrale Aushandlung von Privatsphäre erfolgt aber auch nicht mit den Diensteanbietern, sondern mit den Freunden und insbesondere den Eltern. Communication Privacy Management, so wie Petronio (2002) es beschreibt, ist somit vor allem auf zwischenmenschlicher Ebene angesiedelt und mobile Medien haben hier letztlich nur eine weitere Facette der Aushandlung geliefert.

Vor dem Hintergrund dieser Befunde lässt sich auch das eingangs skizzierte Privacy Paradox besser verstehen: Es herrscht nicht unbedingt eine Diskrepanz zwischen dem Verhalten junger Menschen – online und offline – und den Einstellungen zur Privatsphäre: Junge Menschen sind sich der Schwierigkeiten und auch Widersprüche, die sie aushalten müssen, um ihre Privatsphäre zu managen, durchaus bewusst.

*Prof. Dr. Sven Jöckel* ist Professor für Kommunikationswissenschaft mit dem Schwerpunkt Kinder- und Jugendmedien am Seminar für Medien- und Kommunikationswissenschaft der Universität Erfurt, [sven.joeckel@uni-erfurt.de](mailto:sven.joeckel@uni-erfurt.de)

*Jun.-Prof. Dr. Leyla Dogruel* ist Juniorprofessorin für Mediensysteme und Medienleistungen am Institut für Publizistik der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz, [dogruel@uni-mainz.de](mailto:dogruel@uni-mainz.de)

## Quellenverzeichnis

- Acquisti, A., Brandimarte, L., & Loewenstein, G. (2015). Privacy and human behavior in the age of information. *Science*, 347(6221), 509–514. <https://doi.org/10.1126/science.aaa1465>
- Barnes, S. B. (2006). A privacy paradox. *Social Networking in the United States. First Monday*, 11(9).
- Baruh, L., Secinti, E., & Cemalcilar, Z. (2017). Online Privacy Concerns and Privacy Management: A Meta-Analytical Review. *Journal of Communication*, 67(1), 26–53. <https://doi.org/10.1111/jcom.12276>
- Blum-Ross, A., & Livingstone, S. (2017). “Sharenting,” parent blogging, and the boundaries of the digital self. *Popular Communication*, 15(2), 110–125. <https://doi.org/10.1080/15405702.2016.1223300>
- Boyd, D. (2014) *It's Complicated: The Social Lives of Networked Teens*. New Haven, CT: Yale University Press.
- Brown, D. H., & Pecora, N. (2014). Online Data Privacy as a Children’s Media Right: Toward Global Policy Principles. *Journal of Children and Media*, 8(2), 201–207. <https://doi.org/10.1080/17482798.2014.893756>
- Dienlin, T., & Trepte, S. (2015). Is the privacy paradox a relic of the past? An in-depth analysis of privacy attitudes and privacy behaviors. *European Journal of Social Psychology*, 45(3), 285–297. <https://doi.org/10.1002/ejsp.2049>
- Dogruel, L. (2017). Privacy nudges as policy interventions: Comparing US and German media users’ evaluation of information privacy nudges. *Information, Communication & Society*, 8(1), 1–16. <https://doi.org/10.1080/1369118X.2017.1403642>
- Dogruel, L., & Jöckel, S. (2019). Risk Perception and Privacy Regulation Preferences From a Cross-Cultural Perspective. A Qualitative Study Among German and U.S. Smartphone Users. *International Journal of Communication*, 13, 1764–1783. Abgerufen von <https://ijoc.org/index.php/ijoc/article/view/9824/2624>
- Henke, J., Joeckel, S., & Dogruel, L. (2018). Processing privacy information and decision-making for smartphone apps among young German smartphone users. *Behaviour & Information Technology*, 1–14. <https://doi.org/10.1080/0144929X.2018.1458902>

- Joeckel, S., & Dogruel, L. (2020). Default effects in app selection: German adolescents' tendency to adhere to privacy or social relatedness features in smartphone apps. *Mobile Media & Communication*, 8(1), 22–41. <https://doi.org/10.1177/2050157918819616>
- Knop, K., Hefner, D., Schmitt, S., & Vorderer, P. (2015). *Mediatisierung mobil. Handy- und Internetnutzung von Kindern und Jugendlichen*. Leipzig: Vistas, 2015.
- Livingstone, S. M., Haddon, L., & Görzig, A. (Hrsg.). (2012). *Children, risk and safety on the internet: Research and policy challenges in comparative perspective*. Bristol: Policy Press.
- Masur, P. K. (2019). *Situational Privacy and Self-Disclosure*. Cham: Springer International Publishing.
- Niemann, J. (2016). *Risiken und Nutzen der Kommunikation auf Social Networking Sites: Theoretische Modellierung und empirische Befunde auf Basis der „Theory of Reasoned Action“*. Köln: Herbert von Halem Verlag.
- Peter, J., & Valkenburg, P. M. (2011). Adolescents' Online Privacy: Toward a developmental perspective. In S. Trepte & L. Reinecke (Hrsg.), *Privacy Online. Perspectives on privacy and self-disclosure in the social web* (S. 221–234). Berlin u.a: Springer.
- Petronio, S. (2002). *Boundaries of privacy: Dialectics of disclosure. SUNY series in communication studies*. Albany: State University of New York Press.
- Petronio, S., & Durham, W. T. (2015). Communication Privacy Management Theory. In D. O. Braithwaite & P. Schrodt (Hrsg.), *Engaging Theories in Interpersonal Communication. Multiple Perspectives* (S. 335–347).
- Reinecke, L., Klimmt, C., Meier, A., Reich, S., Hefner, D., Knop-Huelss, K., Vorderer, P. (2018). Permanently online and permanently connected: Development and validation of the Online Vigilance Scale. *PLoS One*, 13(10), e0205384. <https://doi.org/10.1371/journal.pone.0205384>
- Ruddigkeit, A., Penzel, J., & Schneider, J. (2013). Dinge, die meine Eltern nicht sehen sollten. *Publizistik*, 58(3), 305–325. <https://doi.org/10.1007/s11616-013-0183-z>
- Taddicken, M. (2014). The 'Privacy Paradox' in the Social Web: The Impact of Privacy Concerns, Individual Characteristics, and the Perceived Social Relevance on Different Forms of Self-Disclosure. *Journal of Computer-Mediated Communication*, 19(2), 248–273. <https://doi.org/10.1111/jcc4.12052>



Vogl, S. (2005). Gruppendiskussionen mit Kindern: methodische und methodologische Besonderheiten. In: ZA-Information / Zentralarchiv für Empirische Sozialforschung, 57, S. 28–60. URN: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-198469>

Vorderer, P. (2015). Der mediatisierte Lebenswandel. *Publizistik*, 60(3), 259–276. <https://doi.org/10.1007/s11616-015-0239-3>